

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1896)
Heft: 25-26

Artikel: Hier ruht!
Autor: Unseld, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Inhalt:

Weihnachtsglaube. — An unsere Leser. — Schweizer Friedensvereins. — Hier ruht! — Eine praktisch sehr wichtige Anregung. — Krieg und Frieden. — Kuriosa. — Ein Unikum. — Den Friedensfreunden ins Stammbuch. — Zur Friedensbewegung in der Schweiz. — Zur Friedensbewegung im Ausland. — Litterarisches. — An den eifrigen bewährten Bündner Freund. — An die zerstreut wohnenden Mitglieder und die Gruppen der Friedensfreunde des Kts. St. Gallen. — Briefkasten. — Insetate.

Schweizerischer Friedensverein.

Folgende bis heute eingegangenen Jahresbeiträge pro 1897 der Sektionen an die Centralkasse des Schweizerischen Friedensvereins werden hiermit bestens verdankt:

	Mitglieder	Jahresbeitrag	Beitrag an die Centralkasse
1. Basel	270	Fr. 1. —	67. 50
2. Bern	400	» 1. —	100. —
3. Burgdorf	56	» 1. —	14. —
4. St. Gallen	300	» 1. —	75. —
5. Heiden	41	» 1. —	10. 25
6. Poschiavo	200	» 1. —	50. —
7. Schwellbrunn	27	» —. 50	3. 40
8. Straubenzell	31	» 1. —	7. 75
9. Zürich	225	» 2. —	56. 25

Summa 1550 Fr. 384. 15

Der Quästor: **Rud. Bachmann,**
Blumenrain 11, Basel.

Hier ruht!

Von *Wilhelm Unsel.*

„Hier ruht!“ Wie oft liest man dies nicht auf den Grabinschriften unserer Friedhöfe. Auch ich las diese zwei Wörtlein vor Jahren auf einem Grabstein. Die ganze Inschrift umrahmte ein in den Stein genauener Epheukranz. Frau Karoline Kehlmann sollte unter dem Steine ruhen. Karoline Kehlmann, der Name war mir nicht unbekannt. Ich sann nach; heute steht das Bild dieser Frau wieder lebendig vor mir, und so will ich denn versuchen, dem geehrten Leser eine Skizze von dem Leben derselben zu entwerfen.

Ja, ja, ich sehe die Frau völlig klar vor mir, sie war als eine angehende Vierzigerin eine mir stets widerliche Kokette, und sie blieb es bis zu ihrem siebzigsten, wo sie endlich Freund Hain zu sich in das Reich der Schatten holte. Ja, wenn sie nur kokett gewesen wäre, allein sie war zugleich so herzlos, wie ich kein zweites Weib mehr habe kennen lernen. Ob sich je nur einmal in ihrem Innern das Gefühl der Liebe geregt hat? Ich glaube es nicht.

Freilich, ein eigenes Geschick waltete von frühester Jugend an über ihr. Als Mädchen von vier Jahren verlor sie Vater und Mutter. Von dem Alter bis zum zehnten Jahre wurde sie von einer verknöcherten, gemüthlosen Tante, welche sich Jungfer nannte, in das Haus genommen, und vom zehnten Jahre an kam sie in eine Pension. Das Einzige, was ihr durch die alte Tante geweckt worden war, das war der Sinn für schöne Kleider, und der Stolz, der sie andere Kinder teils mit Neid, teils mit Verachtung ansehen liess.

Die Pensionserziehung vermochte dieses einmal aufgegangene Unkraut nicht auszujäten, und so kam es, dass das Mädchen sich nie an eines der anderen Mädchen in der Pensionsanstalt in Freundschaft anzuschliessen vermochte. Mit 18 Jahren verliess sie als blühende Jungfrau die Pension, um in das Haus ihrer Tante zurückzukehren.

Bald war sie von zahlreichen Verehrern und Bewunderern umschwärmt, keiner aber vermochte bei ihr Gehör zu finden, denn keiner hatte alle die Eigenschaften, die sie im Verein mit der alten Tante forderte.

Die Jahre vergingen, die Verehrer zogen sich zurück und endlich kam die Zeit, wo eine gewisse Verbitterung sich in Karolinens Zügen bemerkbar machte.

Zu der Zeit nun wendete sich ihr Schicksal. Ein schon ziemlich bejahrter, reicher Kaufmann, der vor lauter Arbeit erst spät zum Heiraten gekommen war, hatte nach glücklicher sechsjähriger Ehe seine Frau verloren. Ein Sohn,

welchen ihm dieselbe geschenkt hatte, bestimmte ihn, zu zweiten Ehe zu schreiten, und Karolinens Tante gelang es, den reichen Fisch ins Netz zu ziehen. Jetzt galt es zugreifen, sollte Karoline nicht auch als alte Jungfer dahingewandeln.

Obgleich Karoline nicht die geringste Neigung für den alten Herrn empfand, und obgleich vom ersten Begegner mit dem kleinen Knaben bei beiden eine innerste Abneigung sich regte, sagte sie ja und wurde Kehlmanns Frau.

Tage und Jahre beiderseitiger bitterster Enttäuschung folgten nur zu bald nach der Hochzeit. Das Verhältnis gestaltete sich auch nicht besser, als Karoline ihrem Mann einen Sohn und eine Tochter geschenkt hatte. Das, was sie ihrem Mann völlig entfremdet hatte, war die eisige Kälte und völlige Lieblosigkeit, mit welcher sie den Sohn aus erster Ehe jeden Augenblick behandelte.

Was Wunder, dass auch der Knabe, wie es einst Karoline von ihrer Tante geschehen war, gar bald vom Vater in eine auswärtige Erziehungsanstalt verbracht wurde. Nur in den Weihnachtsferien kam der arme Verwaiste in das Vaterhaus zurück, und auch dies wusste Karoline etliche Male zu verhindern.

Der Knabe wuchs heran und mit dem sechzehnten Jahre verbrachte ihn sein Vater zu einem Freunde nach Hamburg in ein Grosshandlungshaus. Einmal noch war dem Vater die Freude, seinen Sohn zu sehen, das war, ehe sich derselbe im Auftrage seines Chefs nach Brasilien einschiffte.

Als Kehlmann damals von Hamburg wieder nach Hause zurückkehrte, da fühlte er eine Oede und Leere in seinem Innern, dass er nur mit Grauen an die Zukunft zu denken vermochte.

Leider hatte es Karoline, die für die eigenen Kinder das zarte Gefühl der Mutterliebe nicht kannte, verstanden, dieselben gegen den Vater einzunehmen, und wo dem alten Kehlmann warmer Sonnenschein in sein Herz hätte einziehen sollen, da begegnete er völliger Leere und eisiger Kälte. Zusehends ging er dahin, und gar bald nach seiner letzten Hamburger Reise erschien in den Tagesblättern die Nachricht von seinem Tode.

Ich weiss es noch wie heute, damals sprach alle Welt von der pompösen Beerdigung, die Kehlmann zu teil wurde, aber auch in jedermanns Mund war die Herzlosigkeit seines Weibes. Karoline wollte eben zeigen, was eine Millionärin sich leisten könne. Dass man ihr den Stab brach, was kümmerte das sie. O, sie liess auch einige tausend Mark für Wohlthätigkeitszwecke springen, verteilte dieselben jedoch so, dass sie nahezu drei volle Wochen die Danksagungsanzeigen in den Lokalblättern der Stadt lesen konnte.

Und wie sie gar in der Trauerkleidung sich öffentlich zeigte. Wohl erreichte sie ihren Zweck. Jedermann, der sie erstmals sah, blieb stehen und blickte ihr nach, aber auch jedermann schüttelte beim Weitergehen missbilligend den Kopf. Doch was galt dem Weib das Urteil der Nebenmenschen, es hatte Geld und darum auch das Recht, das „Pack“ zu verachten.

Auch Millionen können zerrinnen. Nach ein paar Jahren sollte sich Karoline von dieser Thatsache überzeugen müssen. Ihr Sohn war Kavallerieoffizier geworden. Er sollte nach der Lebensanschauung seiner Mutter flott leben. Warum denn auch nicht? Die gefüllten Geldsäcke waren ja dazu vorhanden, dass sie geleert werden sollten.

Der junge Mann war völlig der Sohn seiner Mutter. Für die echten Freuden des Lebens war er nicht erzogen worden, was Wunder, wenn er nur zu bald Freude am sogenannten Luderleben gewann. Spiel und Umgang mit liederlichen Weibsbildern füllten seine dienstfreie Zeit aus, und als er endlich zum Premierlieutenant vorrückte, da hatte er das Vermögen seines Vaters schon nahezu um eine Million erleichtert.

Ein Glück für ihn und seine Mutter, dass er in sogenannte Ehrenhändel verwickelt wurde, das heisst, ein Kamerad traf ihn in bedenklicher Lage mit dessen Frau. Die Gerechtigkeit ging diesmal den geraden Weg, denn eines Abends erhielt Karoline aus der Garnisonstadt ihres

Sohnes ein Telegramm, wonach derselbe in einem Pistolenduell „ehrenvoll“ gefallen sei.

Karolinens Herz blutete nicht übermässig bei dieser Nachricht, im Gegenteil, sie fasste sich gar rasch und gab in Bekanntenkreisen ihrer Befriedigung über solch „ritterlichen Tod“ nur zu unverhohlenen Ausdruck.

So wenig sie nun Glück mit ihrem Sohne hatte, ebenso wenig war dies bei ihrer Tochter der Fall. Sie verheiratete diese an einen ziemlich abgebrannten Gutsbesitzer, dessen ganzes Besitztum eigentlich nur noch in dem Wörtchen „von“ bestand. Karoline wollte nun aber einmal einen adeligen Schwiegersohn, ihm pekuniär wieder auf den Damm zu helfen, das sollte ihre Sache sein. Die Tochter willigte nur zu gern ein, obgleich ihr der Mann, den sie heiraten sollte, nichts weniger denn sympathisch war. Doch wozu auch, sie wusste ja längst von Liebe mehr, als dutzend von albernem Gänsehen ihres Alters, wenn sie zur Ehe schritten.

Diese Ehe sollte aber anders ausfallen, als Mutter und Tochter es gehaut hatten. Kurze Zeit nur nach der Hochzeit, der ehrenwerte Herr Gemahl nannte sein Rittergut kaum wieder recht sein eigen, da erkrankte die junge Frau an einer fürchterlichen Krankheit, an der sie nach qualvollem Leiden auch elendiglich zu Grunde ging.

Zwar vermochte Karoline den Namen ihres Schwiegersohnes von dort an nie mehr ohne inneren Abscheu zu nennen, sie that es aber doch immer wieder bei jeder sich bietenden Gelegenheit, ihre Koketterie, sich als Schwiegermutter eines adeligen Herrn zu wissen, war stärker als ihr Abscheu.

Nahezu zwei Jahrzehnte lebte Karoline nun allein, von niemand geliebt, von gar vielen verachtet. Doch was kümmerte das sie; was in ihren Augen unter ihr stand, das existierte für sie einfach nicht. Sie hatte sich durch die Schicksalsschläge nicht verändert, noch war sie ja reich. Da kam ein neuer Schlag, der sie zwar demütigte, aber im Charakter nicht mehr veränderte.

Sie mochte Ende der Sechzig sein, da stellte das Bankhaus, bei dem sie den Rest ihres Vermögens, bei achtmalshunderttausend Mark, deponiert hatte, seine Zahlungen ein. Die gerichtliche Untersuchung ergab, dass sämtliche Depositen im gewagten Börsenspiel verloren waren.

Das war der erste Schlag in Karolinens Leben, in dem sie wirkliche Gefühlsregung empfand. Zwar war sie noch im Besitz ihrer Villa mit grossem Garten, allein, wenn sie leben wollte, so musste sie dies Anwesen jetzt verkaufen. Immerhin blieb ihr aber noch so viel, um, wenn auch nicht mit dem seitherigen Aufwand, so doch standesgemäss leben zu können. Ihre Erscheinung auf der Strasse und in der Gesellschaft blieb sich gleich, allein, wenn sie bisher nur gealtert war, jetzt siechte sie dahin.

Mit dem siebzigsten Lebensjahr kam sie auf das Krankenlager. Jetzt kam ihr das Verlangen nach einem Geistlichen. Fast täglich sah man denselben nun in ihrer Wohnung aus- und eingehen. Mehr und mehr schwanden ihre Kräfte. Der Tod hielt bereits vor ihrer Thüre Wache.

Es war acht Tage vor ihrem Ende, da trat ein Fremder, dessen Haupt- und Barthaar bereits ergraut waren, in das Haus, in dem Karoline wohnte, und wenn die Umwohnenden bisher über das Ein- und Ausgehen des Geistlichen sich unterhalten hatten, so war es jetzt, dass sie über Karolinens Stiefsohn sprachen. Doch nicht lange, und Karoline war dahin.

Wohl war bei ihrem Begräbnisse eine stattliche Begleitung, viele kamen, um die Form zu wahren, viele trieb die Neugierde. Niemand aber, mit Ausnahme des Stiefsohnes, vermochte bei der ergreifend gehaltenen Grabrede des Geistlichen eine Thräne zu vergiessen.

Was am Kranken- und Sterbebette Karolinens zwischen ihr und ihrem Stiefsohne sich abspielte, niemand hat es erfahren; der junge, jetzt freilich auch alt gewordene Kehlmann blieb in seiner Vaterstadt; zurückgezogen lebte er, aber als stiller Wohlthäter der Armen, und als auch er starb und begraben wurde, da kamen sie alle, welche seine Nächstenliebe hatten empfinden dürfen, und als der Sarg sich in die Tiefe senkte, da blieb kein Auge trocken.

Ein einfacher Stein, nur mit dem Namen Kehlmanns versehen, ohne ein weiteres Wort, zeugt uns noch heute die Stätte, wo die sterblichen Reste eines Menschenfreundes ruhen.

Wie aber Karolinens Leben nur eine grosse Lüge gewesen ist, so ist auch die Inschrift auf ihrem Grabstein heute noch eine solche. Sie heisst: „Hier ruht die treubesorgte Gattin und Mutter, Karoline Kehlmann.“

Eine praktisch sehr wichtige Anregung

macht die Sektion St. Gallen des Schweizerischen Friedensvereins laut Komitee-Beschluss vom 2. November und zwar gestützt auf einen hochbedeutsamen Artikel¹ aus der Feder von A. H. Fried im Oktoberheft von „Die Waffen nieder“, betitelt: „Die internationale Konferenz vom Roten Kreuz“.

Darin bietet nämlich der weitsichtige Friedensapostel und Weltüberblicker, wie s. Z. auch in der „Berliner Ztg.“ und in der Zeitschrift „Die deutsche Warte“ (Berlin, 60,000 Abonnenten) nach einigen orientierenden Mitteilungen über die Qualität der obgenannten Konferenz und über den Widerspruch, der unverkennbar in ihrem erhabenen, humanen Zwecke liegt, eine kurze historische Entwicklungsgeschichte der Genfer Konvention. Er kommt in seinem scharf logischen Ausbau des Ganzen u. a. zu folgenden Schlussätzen, welche, zum Teil wenigstens, als solides Fundament des nachfolgenden Antrages der Sektion St. Gallen gelten dürften: „Die Kulturmacht, die der Genfer Konvention zum Siege verhalf, ist nicht stehen geblieben. In der That Dunants äussern sich *nur ihre ersten Schritte*. Die unsichtbare Gewalt der Humanitätsidee ist weiter geschritten, sie hat ihr Werk überholt, und der *Gedanke*, welcher der *Gesellschaft vom Roten Kreuz zu Grunde liegt, hat sich selbst überlebt*. Das Rote Kreuz war nur ein Erwachen, ein scheues Umsicherblicken und das zagende Eingeständnis des zum Bewusstsein gekommenen modernen Menschentums. „Die Wunden der gefallenen Kämpfer heilen“, war die erste Parole, die ausgegeben wurde; heute hat sich diese Parole soweit gewandelt, dass sie lautet: *Erst keine Verwundeten machen, erst nicht verwunden, und wir ersparen das Heilen*. Der Gedanke von der Ausweichbarkeit der Kriege unter Kulturvölkern hat sich unter den Söhnen Europas und des nördlichen Amerika soweit Bahn gebrochen, dass man immer mehr und mehr die Möglichkeit einer Schlichtung der internationalen Streitfälle durch Gesetz und Recht ins Auge fasst. Die rohe Gewalt des Krieges soll nicht bloss eingedämmt, nein, sie soll *ganz beseitigt werden*; die „Ultima ratio regum“² (d. i. der letzte, herrschende oder entscheidende Grund, d. Red.) ist nicht mehr die Kanone, sondern der Codex des Völkerrechts.

Die Vertreter der Gesellschaften des Roten Kreuzes sind sich dessen bewusst. Sie merken, dass das bestgeschliffene Schwert verrostet, wenn es in der Scheide steckt, und sie haben denn ein Mittel ausgedenkt, den seit Jahrzehnten auf west- und centraleuropäischem Gebiete glücklicherweise lahm liegenden Apparat der Hülfeleistung für den Kriegsfall (Ausnahmen: der türkisch-griechische Krieg, die Red.) schon im Frieden nutzbar zu machen. Die belgischen Vereine vom Roten Kreuz (besonders auch die schweizerischen, die Red.) sind in dieser Anregung vorangegangen und haben ihren Wirkungskreis dahin erweitert, dass sie für die Bedürfnisse des täglichen Lebens ein wohlgeschultes Heer kundiger Pfleger und Aerzte bereit halten, die jeden Tag eingreifen können, das Leben des Mitbürgers zu schützen und ihm bei Unglücksfällen beizustehen. Die Kriegsvorbereitungen beginnen dem Frieden zu dienen, ein triftiger Beweis, dass das alte System von neuem Geist durchdrungen wird. Aber einen noch stichhaltigeren Grund könnte man als Beweis anführen dafür, dass die einst so segensreiche Einrichtung des Roten Kreuzes von der Zeit

¹ Die Rektifikation eines darin enthaltenen, die kleine Schweiz im gesamten Auslande in ein sonderbares Licht stellenden Passus betreffend das „elende Armenhaus eines Schweizerdörfchens“ folgte inzwischen in dem hierfür geeigneten und genügend Raum bietenden Blatte „Die freie Schweiz“ Nr. 3/4 (Verlag u. Expedition: Helfenberger in Utzwil-St. Gallen): „Die Unwissenheit gewisser ausländischer Blätter in der Beurteilung der Schweiz und der schweizerischen Verhältnisse“.

² Anspielung auf den Ausspruch von Kardinal Richelieu.